

Giekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Giekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



Der rätselhafte Feind.

Roman von Sven Elvestad.

(Fortsetzung.)

Asbjörn Krag fuhr fort:

„Ich komme immer wieder auf eine Frage zurück, die ich schon mehrere Male gestellt habe: Kannst du mir nicht sagen, ob dir hier in der Gegend irgend jemand feindsich gesinnt ist?“

Der Rittmeister schüttelte den Kopf.

„Ich stelle mir vor, daß die meisten hier in der Gegend mir nicht wohlwollen. Aber irgend einen besonderen Feind könnte ich nicht nennen. Ich kenne ja gar niemand näher.“

„Und wenn ich dir einen Namen nenne?“

„Nenne ihn nur einmal.“

„Advokat Bomann?“

„Advokat Bomann!“

Wieder schüttelte der Rittmeister den Kopf. Dieser Name schien ihn nicht besonders zu interessieren.

„Meinst du den, der seit einiger Zeit beim Kaufmann wohnt und aussieht wie ein Schullehrer?“

„Ja.“

„Er ist gewiß nur hier, um Wälder zu kaufen. Ich glaube, er ist der Agent einer Gesellschaft in Christiania. Weiter weiß ich überhaupt nichts von dem Manne. Aber heute bei der Untersuchung habe ich wahrgenommen, daß er ein auffallendes Interesse an den Tag gelegt hat. Er witterte wie ein Hund im Grase. Aber lieber Freund, ich habe aufgehört, mich über die Neugier und Bosheit Unbeteiligter zu wundern.“

„Bist du, ob er in irgendeiner Verbindung mit dem alten Obersten steht?“

„Es kommt mir vor, als ob der Oberst den Namen des Mannes einmal erwähnt hätte. Ich glaube, bei jener Gelegenheit erfuhr ich zuerst, daß er sich überhaupt in der Gegend aufhält. Der alte Holger hat wahrscheinlich in früherer Zeit einmal mit ihm zu tun gehabt, und ich meine, er habe den Namen mit einer Grimasse der Verachtung genannt.“

Asbjörn Krag überlas noch einmal den unvollendeten Brief, den er auf dem Tische des Kaufmanns gefunden hatte. Dann reichte er das Schriftstück dem Rittmeister.

„Kennst du diese Handschrift?“ fragte er.

Der Rittmeister warf einen Blick auf das Papier.

„Nein!“ sagte er.

„Das ist die Handschrift dieses Advokaten Bomann,“ erklärte Krag.

Der Rittmeister las nun den angefangenen Brief mit großem Interesse. Als er fertig war, sagte er erstaunt:

„Aber in diesem Briefe steht ja gar nichts von Wichtigkeit!“

Krag nickte.

„Es handelt sich um einen Waldkauf,“ sagte er. „Aber der Brief hat jedenfalls Bedeutung für deine Sache.“

„Das begreife ich nicht. Davon steht doch kein Wort drin.“

„Dennoch hat der Brief seine Bedeutung, sage ich dir. Er ist von der Person geschrieben, die dir feindsich gesinnt ist.“

„Wirklich?“

„Von dem, der im Grase gewittert hat wie ein Hund, wie du sagst.“

„Und was weiter?“

„Er weiß auch die Geschichte mit den Pferdehufen. Morgen will er zur Verhandlung kommen.“

„Läßt ihn nur kommen.“

„Er will dort das Resultat seiner Nachforschungen vorlegen. Diese stimmen mit den meinigen überein. Sie scheinen zu beweisen, daß du auf deinem Pferd drunten auf der Wiese gewesen bist zu der Zeit, wo der alte Oberst überfallen wurde.“

Der Rittmeister antwortete nur mit einem Achselzucken.

„Dann gibt es wohl eine Verhaftung, wie du gesagt hast,“ meinte er dann.

„Ganz gewiß.“

„Nun gut, ich werde mich also auf eine Verhaftung vorbereiten.“

„Du?“

„Ja, und ich hoffe, daß du deunoch nicht von mir abfallen wirst. Du glaubst doch immer noch an meine Unschuld?“

Asbjörn Krag stand auf. Ein eigentümliches Lächeln spielte um seine Lippen.

„Mein lieber Freund, du sollst ja gar nicht verhaftet werden,“ sagte er.

Rittmeister Krag sprang erregt auf.

Die beiden Männer sahen einander eine lange Weile in die Augen, ohne ein Wort zu reden. Der eine war ruhig, und um seine Lippen spielte ein Lächeln. Asbjörn Krag fühlte sich wieder klar und sicher. Der andere, der Rittmeister, stand blaß und erregt da.

„Was meinst du denn?“ stammelte er. „Wer soll verhaftet werden, wenn nicht ich!“

„Der Schuldige!“ antwortete Asbjörn Krag mit Nachdruck.

12. Kapitel.

Kommt er?

Schlag zehn Uhr am andern Morgen sollte das Zeugenverhör im Hause des Amtsvorstehers beginnen.

Schon von neun Uhr an sammelten sich die Leute vor dem Hause des Amtsvorstehers. Einige waren als Zeugen geladen, die anderen kamen aus Neugierde.

Meist schweigend standen die Leute herum; es war, als ob das Unheimliche dieses Falles einen Dämpfer auf die Schwachsicht gelegt hätte. Aber aus den wenigen Worten,

die geküßert wurden, und aus den finsternen Blicken, die nach der Seite gerichtet waren, von der der Rittmeister erwartet wurde, ging deutlich hervor, gegen wen sich in diesem Falle die Antipathie der Leute richtete.

Aus der Hauptstadt waren einige Journalisten angekommen; diese gingen herum und plauderten mit den umherstehenden Bauern. Sie erführen zwar nicht viel, denn Bauern sind in solchen Dingen in der Regel sehr wortkarg; aber so viel brachten sie doch heraus, daß sie mit beinahe unbedingter Sicherheit schreiben konnten:

„Man vermutet, daß das Zeugenverhör von heute vormittag von abschließender Bedeutung sein werde. Der Fall ist äußerst interessant, und eine Liebesgeschichte zieht sich wie ein roter Faden durch diese räthselhaften und verwickelten Ereignisse. Vorläufig sammeln sich alle Indizien der Täterschaft in unheimlichster Weise um Rittmeister Nye. Seine Sache sieht um so schlimmer, als er offenbar zum Verschweigen und Verdrehen von Thatfachen seine Zuflucht genommen hat.“

So verweigert er jede Auskunft darüber, zu welchem Zweck er an dem Unglückstage zwischen drei und vier Uhr einen Ausritt unternommen hat. Auch leugnet er bestimmt, an dem genannten Tag übers Feld geritten zu sein, obgleich die Spuren von Huftritten bestimmt darauf hindeuten.

Der Mann, der diesen wichtigen Umstand mit den Pferdespuren aus Tageslicht gebracht hat, ist der im Dorfe wohlbekannte Advokat Bomann aus der nächsten Stadt. Er hat großen Spürsinn bewiesen und hat in dieser Sache mit anerkanntem Eifer gearbeitet.

Die Verhandlung wird von dem jungen Stellvertreternden Amtsrichter geleitet, da der Amtsrichter selbst zurzeit krank ist. Die Leute erwähnen es hier als einen bemerkenswerten Umstand, daß der Amtsrichter in den letzten Jahren stets krank gewesen ist, sobald es sich um einen bedeutenderen Fall gehandelt hat. Man kann natürlich nicht erwarten, daß der Stellvertreter, der erst fünfundsanzig Jahre alt ist, Erfahrung genug für die tadellose Führung einer solchen Verhandlung habe. Jedenfalls aber müßte eingegriffen werden, wenn es sich als richtig herausstellen sollte, was die Leute behaupten, daß er sich nämlich bei der Verhandlung gestern sein Verfahren teilweise von einem Detektiv habe vorschreiben lassen, der aus Christiania hergekommen sein soll.

Dies ist um so merkwürdiger, als der genannte Detektiv — sein Name war nicht zu erfahren, und er hat sich auch bis jetzt nicht blicken lassen — der beste Freund des verdächtigen Rittmeisters ist und bei ihm wohnt. Im ganzen betrachtet wäre es angebracht, wenn der Staatsanwalt, dem ja doch höchst wahrscheinlich diese Sache in die Hände fällt, den wichtigen Verhandlungen beiwohnte.“

Dies wurde vor der Verhandlung geschrieben und sofort nach Christiania telegraphirt, damit man dort doch einmal „für den Anfang“ etwas zu berichten habe.

Als die Berichterstatter von der kleinen Telegraphenstation zurückkehrten, merkten sie an der Haltung der Leute, daß etwas los sein mußte. Alle standen regungslos und schauten nach der Straße, die zum Hause des Rittmeisters führte.

„Er kommt!“ wurde geküßert.

„Wer kommt?“

„Der Rittmeister!“

Drei Herren kamen in lebhafter Unterhaltung die Straße dahergeschritten.

„Der in der Mitte ist der Rittmeister!“ sagte jemand.

„Und die beiden andern?“

„Der eine ist der Detektiv und der andere der stellvertretende Amtsrichter.“

Die Journalisten steckten die Köpfe zusammen. Das war doch sonderbar, daß der Vertreter von Gesetz und Recht, der Verdächtige und ein unberufener Dritter sich so offen vor aller Welt miteinander unterhielten!

Als die drei vor dem Hause angekommen waren, fragte der Stellvertreter nach dem Advokaten Bomann. Der Stellvertreter hielt ein Schriftpäckchen in der Hand. Der Kaufmann trat vor und sagte, Advokat Bomann sei noch nicht erschienen, er erwarte ihn aber jeden Augenblick.

„Ich wollte ihn als ersten Zeugen vernehmen,“ sagte der stellvertretende Amtsrichter. „Er ist der wichtigste Zeuge. Besten hat er an mich geschrieben.“

Und er las halblaut vor sich hin:

„— hohe Ihnen in dieser Sache wichtige Aufklärun-

gen zu geben. — Na ja, der Mann kommt wohl noch, wenn er es versprochen hat,“ sagte er hinzu. Dann sah er nach der Uhr. „Es ist ja auch noch eine Viertelstunde Zeit, bis die Verhandlung beginnt.“

Ashjörn Krag, der bis jetzt schweigend neben dem Rittmeister gestanden hatte, trat vor. Er hatte das Gesicht des Kaufmanns aufmerksam betrachtet, und da war ihm ein Ausdruck von merkwürdiger Unruhe aufgefallen.

„Guten Tag!“ sagte er zu ihm. „Erfennen Sie mich wieder?“

„Ja wohl, der Kaufmann erkannte ihn wieder.“

„Wissen Sie, wo sich der Herr Advokat aufhält?“

„Nein.“

„Ich dachte, Sie und er wollten zusammen herkommen.“

Der Kaufmann schaute hinaus in die blaue Luft.

„Nein, das wollten wir nicht,“ sagte er.

Nun wurde der Detektiv mit einemmale von einem Gedanken ergriffen.

„Wann haben Sie den Herrn Advokaten zum letzten mal gesprochen?“

„Das ist noch recht letzte Her.“

„Wie lange ist es her?“

Ashjörn Krags Frage war in einem Tone gehalten, der Antwort forderte.

„Seit gestern abend habe ich ihn nicht mehr gesehen,“ gab der Kaufmann zögernd zur Antwort.

Nun wurde auch der Amtsrichter aufmerksam und trat zu den beiden.

„Advokat Bomann wohnt bei Ihnen?“ fragte er.

„Ja. Das tut er immer, wenn er hier in der Gegend ist.“

(Fortsetzung folgt.)

Das Stelldichein.

Von Kurt Münzer.

Zu dem Saal der großen Villa standen fünf Hinterecken, und dort schliefen die Offiziere, wenn sie ihre Ruhequartier hinter der Front bezogen. Aber in dieser Nacht waren nur vier von den prächtigen Lagerstätten besetzt. Die fünfte stand leer. Der volle Mond, der im Halbmond des Fensters stand, beschien das Bett grell und bleich, gepfeilt dehnte es sich mit seinen reich wallenden seidnen Vorhängen, als hätte man eben einen Toten vor ihm fortgetragen.

Sein Besitzer, der Hauptmann, war am letzten Abend im Urlaub gefahren. Traurigen Urlaub. In der Nacht vorher hatte er seine Kameraden erschreckt, indem er plötzlich mit lautem Schrei aus dem Schlaf entvorgefahren war. Er hatte geträumt, sein einziges Kind, ein Mädchen von sechs Jahren, habe ihn erstickt, röchelnd, hilflos gerufen, so laut und leidhaft, daß er davon entvorschredte. Am nächsten Mittag hatte er ein Telegramm erhalten, daß sein Kind in dieser Nacht gestorben sei.

Nun drehte sich das Gespräch der vier Kameraden um ihn und das Traumerlebnis der Nacht. Sie konnten alle nicht schlafen, erregt von dem Unglück des Freundes, erregt von der überhellen Winternacht, deren Frost durch die Mauern drang. Sie sprachen ohne Ziel und Sammlung, zerstückt, in Pausen, ein wenig bekommen von der Ahnung mystischer Möglichkeiten.

Als der Oberleutnant abschließend energisch sagte: „Genug das von. Alles ist Zufall. Er hat eben gewirkt, daß sein Kind krank ist, hat Tag und Nacht daran gedacht; und dann hat man eben eine scheinbare Ahnung, einen Traum, mit dem zufällig die Wirklichkeit korrespondiert.“ „Ja, aber,“ wandte ein anderer ein, „wenn es sich nun herausstellt, daß er den Ruf seines Kindes in demselben Augenblick gehört hat, in dem es, starb?“

In das Verstummen hierauf sprach ein junger Leutnant hinein: „Ich will Euch eine Geschichte erzählen, die hierher gehört, in diese schwarze Mondnacht, in dieses stille Haus, in diese unheimliche, mystisch geschwängerte Stimmung. Ich will keinen überzeugen, aber ich habe es selbst erlebt, jung, nüchtern, am hellen Tag, einwandfrei. Ich erzähle Euch nur die Thatfachen. Kombinieren müßt Ihr selbst. Aber geschehen ist es so im Juni vor vier Jahren! Und Träumer, Phantast, Illusionist bin ich nie gewesen!“

Die drei Kameraden hüllten sich fester in ihre seidnen Decken, aber denen noch Pelze und Mantel lagen. Im Kamin erlosch die letzte Glut, ohne Wärme mehr zu geben. Der Mond wanderte langsam und beschien nun das Gesicht des Erzählers, der auf den Ellenbogen gelehnt durchs Fenster blickte, als stünde da draußen die kleine Stadt, in die er jetzt einmüde zurückkehrte.

Ich kam als Fährschiff nach G., in das schwärzliche, schlössliche Ne. so es außer unserem Kasino nichts gab, seine Abende zu Menschen zu treffen, ein Gespräch zu führen. Alles war

1882. Ich lebe jeden Tag ohne Ende. Man ritt viel, spielte Gutendirektors: ab. Einmal

schöne Frauen oder süße Mädchen gab es, die man hätte an-
schäuteln können, anbeten oder lieben. Immer ging man suchend,
sehend, voll verrückter Hoffnungen umher. Und da ging meinen
hungerigen Augen eines Tages ein Bild auf, das meines Herzens
Anack alsbald sättigte. In einer Vorstadt betrieb ein jüdischer
Handelsmann ein Lumpenwandelstand. Er kannte Lumpen aller Art
auf, ließ sie sortieren und verkaufte sie weiter an die zahlreichen
großen Papierfabriken, die am Rande der Stadt lagen und aus
reichen Schloten immer dicke schwarze Wollen über die Land-
schaft trieben.

An dessen kleinem alten Hause vorübergehend, sah ich durch
das breite Thor mitten im Hof ein Mädchen stehen, ganz hell ge-
leuchtet, rotblond, ohne Hut, umgeben von einem Haufen schmutziger
Beute, Greise und Kinder, die große, breite Säcke öffneten, um ihr
die Lumpen darin zu zeigen. Sie mußte ein ganz geschäftig-
tächtiges Wesen sein, da sie so selbständig entschied. Denn ich sah
sie die Leute anweisen, ihre Säcke auf eine große Waage zu werfen,
wo dann ein alter, märrischer Kerl das Gewicht schätzte und die
Leute bezahlte. Im Rücken des Mädchens tänzelte sich bald ein
Hund, ein Hügel von Lumpen an, und sie stand in all dem Schmutz
und Glend wie ein Rädchen, ein Engel, unberührt und unberührbar.

Ich hatte mein Pferd angehalten und sah zu, vom ersten Bild
gebannt, mit dem ersten Blick verliebt, entzückt, in alle Himmel des
Täuschers geloben. Ich wußte, nicht einmal der Gestank der Lumpen
würde sich an ihr helles Gewand heften. Ein junger Hund bellte her-
um, lautete seiner Herrin zu, und über die Verkäufer und ihre Säcke
hinweg rief sie ihm ein Kösewort zu, das ihm ganz wild machte.
Sie hatte eine Stimme wie eine gläserne Glocke. Stimme, Musik
von einer anderen Welt.

Blödsinnig sah sie mich. Sie verstimmete, eine schnelles, zartes
Kot überook ihr schmales Gesicht, sie rief dem alten Necht etwas
zu. Der kam gefahren, schloß mit bösem Blick auf mich die Haustür,
und da hielt ich nun auf meinem Pferd vor der zugefallenen
Paradiesstür, ein verzauberter Märchenritter. Aber ich gelobte
mir, über alle Hindernisse zu der Prinzessin vorzudringen und
die Frucht ihres Mundes zu kosten.

Der Erzähler verstimmete kurz. Die Kameraden sahen ihn
lächeln. Es mochte der letzte Nachklang jenes glücklichen, sieges-
sicheren, verliebten Lächelns sein, mit dem er damals heimges-
ritten war, glühend vor Sehnsucht, die Lumpenprinzessin zu
küssen.

Er fuhr schon wieder fort: „Es war Mai, der Liebe liebster
Monat. Und ich war erglüht und berauscht wie durch einen
Lauter. Nachts ging ich in die Vorstadt hinaus, stand vor der
verschlossenen Tür, lauschte auf alle Laute des schlafenden Hauses,
ihren Atem darin zu vernehmen. Ich wurde melancholisch, stoh
die Kameraden und ihre geselligen Abende, setzte mich in meiner
Kalenenstube hin und schrieb tolle Briefe, die ich wieder zerriß. Und
inzwischen erlaube ich durch das eindringlichste Vermitteln, daß sie,
die ich liebte, die einzige Tochter des Salomon Schuldia war,
siebzehn Jahre zählte und demnach schon versprochen war mit dem
Sohn eines Geschäftsmannes ihres Vaters. Sie, meine rotblonde
Prinzessin, der Schwarm, die Taube, die Libelle.

Aber, Kameraden, was erzählt ich Euch da! Es handelt sich
ja nicht um die Liebesgeschichte, sondern um das Seltsame, mit dem
sie endete, um das Wunderbare, das die Liebe vermocht hat. Also
nichts weiter von meinem Herzen! Genug, an einem Sabbat
begegnete ich ihr, die zu einer Freundin ging. Ich sprach sie an. Sie
ging wortlos weiter. Aber ich hatte ihr ins Auge gesehen. Ein
ganzes zärtliches Kinderauge.

Und man traf ich sie oft. Ich kannte ihr auf. Sie blieb unge-
rührt. Einmal lächelte sie. Das Bild dieses Lächelns trug ich wie
einen Schatz nach Haus, es verklärte noch meine Kojenenstube.
Und dann, anfangs Juni, antwortete sie mir. Sie sagte — das
waren ihre ersten Worte: „Ich bin verliebt.“

Ich — ach, ich war nicht mehr verliebt. . . Ich liebte sie! Ich
war zu allem entschlossen. Ich schrieb ihr, ich suchte ihr die Briefe zu.
Und sie — O, endlich suchte sie selbst mir zu begegnen, sie stoh nicht
mehr, sie sah schon nach mir aus, sie machte sich überflüssige Wege,
um mich zu sehen. Liebte sie mich? . . . Ich habe es nie erfahren.
Denn —

In einem Abend trat sie aus ihrem Haus. Die Straße war
noch dunkel, die Laternen brannten noch nicht. Die Luft war voll
Kohlen. Ich stand da, meine Hand hing sie auf, ich sammelte Tolles,
Rasendes. Und da sagte sie: „Morgen mittag um Eins in der
Dostunderlaube auf der Promenade.“ Und schon war sie ins Haus
sündergetreten. Sie hatte mich wohl vom Fenster aus gesehen.

Leute kamen, ich taumelte heim. Die Nacht war eine ewige süße
Qual, andern Tags war ich so bleich, meine Hände zitterten,
daß mich der Hausmann vom Dienst heimschickte.

Um zwölf Uhr sah ich schon in der Laube. . . In diesen
Mittagsstunden war die Promenade ganz leer. Arbeiter von
den Papierfabriken am Ruch zogen in dunkler Schaar hindurch,
dann kam kein Mensch mehr. Sie hatte die Stunde gut gewählt.
Aber wie entschuldigete sie zu Hans ihre Fortgehen? Aber damals
dachte ich an nichts. Ich wußte nicht einmal, daß der Tag glückselig
war, daß die Sonne blendend glänzte, die Blumen an den
Beeten bestäubend dufteten. Ich sah in der Laube, schwarz vor Glüd,
krank vor Erwartung. Wenn sie nicht kam. . . Aber ich wußte,
ich habe keinen Augenblick gegweifelt, daß sie käme.

Endlich, endlich schlugen die Glocken Eins. — Ich lauschte,
ich sah auf den Weg hinaus, den sie kommen mußte, er war blendend
weiß — und leer. Wieviel Minuten vergangen? Mein Herz
schlag wie ein eiserner Hammer zweimal in der Sekunde.

Blödsinnig stand sie vor der Laube, im Eingang zwischen den
Hollenderzweigen, unermittelt aufgetaucht. Sie war ganz bleich,
ohne Hut, das Haar wie; in der Sonne glänzte es wie Gold
Sie hatte beide Hände auf ihr Herz gepreßt, und ich sah: über ihr
weißes Kleid, über die Brust und den Leib liefen zwei schmutzige
Streifen, dunkle Spuren — wovon? — Ich konnte mich nicht
rühren, nichts sagen, es war wie ein Traum, ein süß-schreckhafter —
da sagte sie: „Ich komme.“ — Sie wollte weiter sprechen,
Aber im selben Augenblick quoll es über ihre Lippen, rot, purpurn,
glänzend, Blut.

Da schrie ich auf, als erwachte ich aus einem Alp. Ich griff nach
ihr — sie war nicht da. . . Ich stürzte aus der Laube: zwei
alte Damen kamen den Weg herauf. Von ihr keine Spur — Was
war mit mir? Hatte mich die Sonne getödet? Ich fror am
heißen Mittag, mein Herz klopfte wie toll. Mein Atem klang
wie Stöhnen.

Eine Stunde später ging ich in die Stadt zurück. Sie war nicht
gekommen. Oder doch! sie war ja gekommen. Ueber das letzte
Hindernis hinweg. Sie hatte mich geliebt. Und ihre Liebe war
stärker als der Tod. Denn in der Stadt erlaube ich es, vor ihrem
Hause, wo diese Menschen hängen, indes von drinnen das irre
Schreien einer Frau, ihrer Mutter, herauskann. Ein altes Weib-
chen hatte alles mit angesehen und erzählte es nun zum ungezählten
Male. Nur mir, der ich verheimlichte vor Schmerz und Grauen.
„Als es gerade Eins schlug, stürzte das Mädchen aus dem Hause und
ließ eilig der Promenade zu. Sie mußte so in Eile und Erregtheit
gewesen sein — als hätte sie sich verärgert —, daß sie blindlings
in einen Wagen hineinsteuerte, einen Lastwagen. . . Die Mäder
gingen ihr über Brust und Leib. Als das alte Weibchen sich über
sie beugte, hatte sie die Hände auf ihr Herz gepreßt, rief die
Augen auf und flüsterte: „Ich komme.“ — Aber schon quoll ihr
Blut über die Lippen, und sie war tot.“

Der Erzähler sah aufrecht in seinem Bett. Er star nicht. Und
ohne ein Wort weiter legte er sich nun hin, drehte sich zur Wand
um und tat, als schlief er. Und von den Kameraden wagte keiner,
ein Schwereigen zu brechen, in dem sich Geheimnisse verbergen.

Die Säerin.

Von Kurt Kähler.

Ich bejauhte befreundete Kameraden, die auf einem Gutshof
hinter unseren Linien an der Aisne in Ruhe saßen. Der Hof war
wie viele in dieser vom Krieg traurig heimgesuchten Gegend.
Er trönte, von seinen Bewohnern verlassen, vom Vormarsch her
halb zerstört, mit weißen Mauern und den hübschen Treppens-
giebeln seiner weißen Häuser und mit einem dicken Turm einer
baumlosen, aberbedeckten Hölzruge. Wenn die Sonne diese Fernen
mit voller Kraft beglänzt, dann sehen sie gegen den blauen Himmel
aus wie veredeltene, weiße Märchengelöcher auf einamen Höhen.

Als ich bei den Kameraden war, sah ich eine Frau über den
Hof zum Brunnen gehen. Sie schien jung und war schlank
gewachsen, trug zwei Eimer, schritt langsam, mit vorgebeugten
Schultern und gesenktem Kopf.

„Wer ist das?“ fragte ich erküant, denn es war ungewöhnlich,
an einer solchen Ferne, wenige Kilometer hinter den vordersten
Graben, die von den französischen Kanonieren von Zeit zu Zeit
mit einem Granatenregen bedeckt wurde, ein Weib zu sehen.

„Ach,“ sagt einer, „das ist die Frau des Bauern, dem dieses
Gut gehört. Sie ist sehr schön, hat schwarzes Haar und dunkle
Augen und ein braunes Gesicht: wie eine Südfranzösin. Sie ist
fleißig und besorgt unsere Wälder; aber sie ist nicht recht geübt.
Der Krieg hat ihr den Verstand vertriebt. Wir haben oft versucht,
sie abzuschicken, aber dann jammert sie. So hat man sie schließlich,
da sie harmlos ist und uns nützt, hier gelassen.“

Die Frau ging mit den gefüllten Eimern vom Brunnen weg
ins Haus. Das schwarze Haar glänzte stark in der Sonne. Sie ging
langsam ihren Weg und kümmernte sich nicht um die Soldaten, die
plaudernd im Hof standen oder an den weißen Mauern saßen
und sich lünten.

Ein anderer kufte mehr von ihr. Er erzählte mit einfachen
Worten ihre Geschichte: „Als der deutsche Vormarsch der Aisne
entgegenrückte, wurde die Ferne von ihren Bewohnern im
Stich gelassen. Von den Feldern rund um den Hof trugen viele
reife Frucht; mancher Acker war frisch geküßt und wartete nur
aufgekochenen Furchen auf den neuen Samen. Doch damals war
noch keine Zeit, die verlassen Acker zu bestellen.“

Eines Tages, im Oktober, sahen Soldaten, die aus der Ferne
kamen, um zur Front zu marschieren, und sich eben daran machten,
in einen An näherungsgraben zu steigen, der sie den Hiden des
Feindes entzog, im kalten und grauen Nebeldunst des frühen
Morgens eine Frau langsam über einen Acker gehen. Es war eins
von den Feldern, die im September frisch umgebrochen gewesen waren
und nun, da es in Sicht des Feindes und unter der Reichweite seiner
Kanonen lag, nicht begangen werden durfte. Die Soldaten sahen
erküant, wie die Frau gleich einer Säerin, die Ähren

schritt, das Ende der gebauschten Schürze über den linken Arm geschlagen hatte und mit der rechten Hand weit ansholend die Frucht in die Erde warf. Manchmal ließ sie stehen; vor einem verwehten Loch, das die Gramaten in den Ackerboden geritten hatten. Dann schüttelte sie den Kopf, blickte fragend zum Himmel hinauf und ging mit den Leichten herum. Oder sie bückte sich, zog einen zackigen Eisenpflöcker aus dem Erdboden, betrachtete ihn lange und aufmerksam und warf den höflichen Felsen mit kräftigem Schwung über den Rand des Ackers.

Die Soldaten gingen zu ihr hin und sprachen sie an. Die Frau blieb stehen, blickte ohne Angst, mit großer und stillen Augen in die fremden Gesichter, lächelte, sprach einige Worte, die sie nicht verstand, schritt dann weiter und warf mit gräßlicher Hand das Korn aus, wie jemand, der mitten im hitzeren Frieden eines Weltkammerens gewohnt und liebe Arbeit verrichtet.

Die Soldaten berieten, was sie tun sollten. Schließlich ließen sie die Frau an und brachten sie in die Ferne zum Kommandanten. Sie nahmen auch einen Sack Korn mit, den sie halb geleert am Rande des Ackers gefunden hatten.

Es stellte sich nach langen und schwierigen Berör heraus, daß es die Frau des Bauern war, der sich mit seiner Familie, den abscheidenden Franzosen folgend, nach Frankreich hineingeflüchtet hatte, als die Deutschen das Land überschwämmt. Die Frau hatte sich nach vielen Wochen eines elenden und zerbrochenen Lebens in der Fremde, von der verzehrenden Sehnsucht nach den unheimlichen heimatischen Ackerer gelöst, von einem geheimnisvollen und dumpfen Braum ihrer vom Stend des Krieges verstörten Seele getrieben, heimlich aufgemacht. Niemand hat je erfahren, wie es ihr gelungen war, über die Linie zu kommen und durch die französischen und deutschen Linien zu dringen. Sie war mit ihrer schweren Bürde eines Tages in der Morgenfrühe da und hatte sich heiter und ohne erst in die Ferne zu sehen, daran gemacht, das Korn, das sie mühselig unter dem Schutze der Nacht durch die Grabenreihen des Krieges und des Todes Kisteport hatte, in die vom Morgennebel dampfenden Tüchern des geliebten heimatischen Ackers zu werfen.

„Ihre verklärten dunklen Augen waren wie Brunnen von einem tiefen inneren Quell,“ erzählte der Kommandant später, der nur ihr gewöhnen hatte, „die Fuge ihres Gesichts waren festlich verklärt. Es war, als hätte die Erde des Heimatackers, über die sie als Säerin geschritten war, sie ganz mit ihrem Atem durchdrungen und eine schmerzliche Sehnsucht zur Erlösung und ihre verstörte Seele zum Frieden gebracht.“

Ehe ich ging, sah ich sie noch einmal mit ihren Kindern zum Brunnen gehen. Sie hob flüchtig den Kopf, als ich sie grüßte. Ich blickte in ein sehr schönes, sehr ebenmäßiges, von der Sonne gebräuntes und von zwei Wellen tiefschwarzen Haars beschattetes Gesicht, das um den Mund die Spuren erlebten Leides trug, aber dennoch vom Frieden überglänzt war. Zwischen den großen dunklen Augen, die aus der Tiefe heraus starr und still strahlten, war eine Falte, die sich senkrecht in die Stirn grüßte. Sie sah über mich hinweg und ging ihren Weg zum Brunnen.

Trauer sah ich die Acker. Sie waren bedeckt mit wildem Getreide, von hohen Düsteln und weiß wucherndem Hedrich. Dazwischen stauente in breiten Schwaden der Mohr gleich Inseln aus Blut.

Vermischtes.

* Ein vergessenes Gemüse aus der guten alten Zeit. Ein heute so gut wie vollkommen bei uns vergessenes Gemüse, das aber von unseren Vorfahren sehr hoch geschätzt wurde, bringt M. A. von Längensdorf in nächster Heft der bei her Teufligen Verlagsanstalt in Stuttgart erscheinenden Zeitschrift „Ueber Land und Meer“ wieder in Erinnerung. Es handelt sich um eine kleine Pflanze von höchst bescheidenem Aussehen, dem Amarant oder Fuchsschwanz, der bis zum 16. Jahrhundert den für eine Pflanze sehr merkwürdigen und nichts weniger als poetischen Namen „Mayer“ führte. Die Kultur des Amarants ist sehr alt, sie geht bis ins frühe Mittelalter zurück, bereits im 14. Jahrhundert, als der Spinal bei uns bekannt wurde und seine Beliebtheit schnell zunahm, denn man den bescheidenen Amarant zu vernachlässigen. Trotzdem war er immerhin unseren Vorfahren noch gut bekannt, deren Gemütskunde ja bedeutend reichhaltiger war als die unsrige, weil man nicht nur die gezeigten Gemüse, sondern auch sehr viele Wildkräuter zur Herstellung schwacher Gerichte verwendete. Heute, da die Wildkräuter notwendigerweise wieder in Mode gekommen sind, sollte man auch dem Amarant neue Aufmerksamkeit zuwenden, der als Futterpflanze geradezu hervorragende Dienste zu leisten vermag. In den Tropen tritt er in vielen Arten auf, die deutsche Flora jedoch kennt nur zwei wildwachsende Arten, die man meist auf bereits bebauten Boden, also auf Feldern, Feldwegen usw. antreffen kann. Das hellgrüne, kaum 30 Zentimeter hoch wachsende Amarant-Kraut ist ein Hochstamm und auch ein Herbstgemüse, da in unserem Klima seine Blütezeit in den Juli und August fällt, bei einigermassen vorzüglicher Pflege aber bis in den Oktober hinein verlängert werden kann. Die Blätter eignen sich ganz vorzüglich als Spinal-Ertrag und können durch die häßliche Frucht so fleischig

und saftig werden, daß der echte Spinal ihnen nichts mehr voraus hat. Heute noch wird, im Gegensatz zu Europa, der Amarant in den Tropen geschätzt, in Ostindien wird er in einer mehrere Meter hoch wachsenden Art besonders wegen seiner Samen gezoget, die hart nicht- und eiweißhaltig sind und sich zu gutem Brotmehl verarbeiten lassen. Darum konnte man auch bei uns neben den Blättern den nährstoffhaltigen Amarant-Samen zur Zubereitung verschiedener Breiarten verwenden, auch als Geflügelfutter kommt er in Betracht. In unseren Gartenanlagen wurden seit langem nur noch einige tropische Arten des Amarants als Zierpflanzen gezoget, am häufigsten der rote Fuchsschwanz und der aus Brasilien kommende dreifarbig Aamarant, Papageiensieder genannt, der in seiner Heimat aber nicht als Augenweide gilt, sondern in den Gärten aufwacht wandert.

* Die Ueberziehung der Seife. Die Kulturvoölker ließen es bislang mit der Weisheit des alten Nibig, nach der der Verbrauch von Seife ein guter Maßstab für die Kultur eines Landes sei. Amerikaner und Engländer scheinen nun gleichzeitig darauf gekommen zu sein, daß die Seife überhäuft wird. Wenigstens behauptet sich ein Aufsatz in dem amerikanischen „Medical Record“ mit dem „Mißbrauche der Seife“ und führt aus, das Waschen mit Seife gehehe hauptsächlich aus ästhetischen Gründen, nicht aus gesundheitlichen, und werde leicht übertrieben. Ein Aufsatz, den ein Arzt, Dr. Frank Barred, in dem in Liverpool erscheinenden „Medical and Chirurgical Journal“ veröffentlicht, behandelt den gleichen Gegenstand im selben Sinne, verurteilt den „übermäßigen Gebrauch der Seife“ aber noch schärfer und führt eine Reihe von Fällen an, in denen zu viel Seife Schädigungen herbeigeführt habe. Wie alle Affären, so schreibt dieser englische Arzt, kann auch die Seife die Haut reizen und eine Art Ausschlag hervorrufen. Wenn jemand einen anderen wäscht, wie es hauptsächlich bei kleinen Kindern und bei Kranken der Fall ist, wird sehr oft zu viel Seife verwendet, die Reizung durch Seife führt zu kleinen ausschlagähnlichen Erscheinungen, und so erhalten die Kleinkinder an vielen Stellen erleichterten Zutritt zum Körper. Die fettige Ansammlung der Haut wird durch zuviel Seife entfernt, und die angegriffene Haut ist dann außerordentlich empfindlich.

Gießener Hausfrauen-Verein.

Kochanweisungen.

Krautknödel. Ein mittelgroßer Kopf Kohl wird mit dem Wiegemeßer fein gewiegt, gefalzen und etwa 20 Minuten streben gelassen. Man schmort ihn dann in etwas Fett mit feingeschnittener Zwiebel und Pfeffer, 10 Minuten röhren, gibt, wenn er abgekühlt ist, 1—2 Eier, 60 Gramm Grieß, 50 Gramm Kriegsmehl dazu, so daß ein guter Kloßteig entsteht. Man formt sofort, nachdem der Teig gemacht ist, Klöße davon, kocht sie langsam in siedendem Salzwasser 20 Minuten; sehr gut ist beim Anrichten geriebene Semmel und kleine lichtebaum gebratene Speckwürfel darüber gegeben.

Kartoffelpudding oder -auflauf. 1 Pfund tags vorher gedochte geriebene Kartoffeln, 50—60 Gramm Butter, 1 Ei, 6 Eßlöffel Zucker, 6 Eßlöffel Mehl, etwas geschonenen Zimt oder Zitronenschale, Backpulver. Butter, Zucker, Ei schaumig gerührt, Kartoffel und Mehl nach und nach darunter gemengt und 1 1/2 Stunde im Wasserbad in der Puddingform gekocht oder in der Auflaufform gebacken. Läßt man die Butter weg, nimmt man 1 ganzes Päckchen Backpulver, mit der Butter nur ein halbes.

Morbismarinelade. Nach jänderer Ausfertigung wird das in kleinere Stücke geschnittene Morbisseisch in Salzwasser weichgekocht, dann zu völligem Abkühlen gebracht und durchs feine Sieb gerührt. Auf 2 Pfund Mehl gibt man die abgeriebene Schale zweier Zitronen, 350 Gramm Zucker und 1/4 Liter guten Weinessig, läßt die Masse ganz kurz entfohen, bis ein kleiner Löffel voll, auf ein Stück Papier gegeben, nicht mehr auseinanderläuft, füllt sie dann in kleine Gläser und schließt sie nach dem Erkalten. Da die Zukerngabe zu gering bemessen ist, um konservierend zu wirken, so tut man gut, auf die Menge 1 1/2 Gramm benzoesaures Natron anzuwenden.

Anagramm.

Mehl, Launen, Ornat, Made, Insel, Jota, Talar, Rang, Streich. Von jedem Wort ist durch Umstellung der Buchstaben ein neues Wort zu bilden, jedoch so, daß die Anfangsbuchstaben der neuen Wörter eine heiße Zeit benennen.

(Auflösung in nächster Nummer.)

Auflösung des Füllrätsels in voriger Nummer:

A R M
S T O L A
G A S T E I N
R O T W E I N
S C H E N K E
M E I S E
I N N